Die ewige Jagd.

Roman von **Adolph Schaffmeyer.**

(38. Fortsetzung.)

Wie langsam dieser Dämmerzustand zu weichen schien, und der Geist sich aus den Nebeln herausarbeitete. Doch als er dann den Mund zu einer Frage öffnen wollte, wurde ihm das Wort rasch abgeschnitten, nur daß er von einer Kugel schwer verwundet sei, sich jedes Sprechens zu enthalten und absolut ruhig zu liegen habe, wurde ihm vom Arzt bedeutet.

„Und wenn Sie sich tapfer halten und alle Verordnungen befolgen, so werden wir Sie durchbringen," klang eine trostvolle Versicherung an sein Ohr.

Krause, wirre Gedanken zogen schemenhaft durch seinen Geist, schienen sich jetzt greifbar zu nähern, nur um von Neuem zu entschlüpfen — alles blieb noch unwirklich, in phantastische Formen gehüllt, bis der tiefe, ruhige, köstliche Schlaf ihn wieder in seine Arme nahm und ihn lange Stunden an seiner Brust hielt.

Clayton, Carrington, Jansen kamen nach dem Hospital, allein niemand durfte das Krankenzimmer betreten, der Hausarzt war darin unerbittlich. Aus mehr als einem Grunde sei es gut, wenn die Außenwelt dem Patienten möglichst lange abgeschlossen bleibe.

Eines Tages — die Heilung war schon tapfer vorgeschritten, und alle Gefahr schien vorüber — erwachte Shirley mit einem Ruck aus tiefem Schlummer, als eben eine schwarz gekleidete Gestalt mit leisem Tritt das Zimmer verließ. Als sie an der Tür das Haupt noch einmal wandte, sah er einen flüchtigen Augenblick ein schmales, bleiches Gesicht. — — Er wußte nicht, wachte er oder hatte ein Traum ihn genarrt.

Der Duft frischer Rosen umschmeichelte ihn — bei einer leisen Bewegung des Hauptes sah er sie neben seinem Bett auf dem Tisch stehen. — — Es war also kein Traum — Cynthia war es —!

Er fühlte, wie das Blut ihm nach dem Herzen strömte. — Die Wärterin kam, ein frisches, junges Ding, hübsch in ihrem schlichten Gewand, mit einem Lächeln auf den vollen Lippen, das immer da war und wie das Leben selbst lockte.

Shirley machte eine kleine Bewegung nach den Rosen hin.

„Eine Dame war hier, eine sehr schöne Dame, und brachte die Rosen — sie wollte ihren Namen nicht nennen, aber ich kenne sie — —" Ein klein wenig mußte er auf die Folter gespannt werden. —

Eine leichte Kopfbewegung — eine Frage, eine Bitte in den Augen des Patienten.

„Miß Jameson — —" Und da Shirley sprechen wollte, warnte sie sogleich. „Nicht reden, Sie dürfen nicht! Nur noch ein paar Tage —"

Ueber die bleichen Wangen Shirleys flog eine leichte Röte, und ein Lächeln dankte ihr — das erste Lächeln wiederkehrenden Lebens.

Cynthia hatte an seinem Bett gestanden! Weiter dachte er nicht, nur daß sie hier gewesen. — —

Die Wärterin nahm eine der Rosen aus dem großen Glas und legte sie auf die Decke, wofür sie einen dankbaren Blick erntete. Als Shirley allein war, nahm er mit der freien Hand die Blume und drückte seine Lippen darauf. Dann legte er sie wieder zurück, die Augen schlossen sich, und erquickender Schlaf senkte sich von neuem auf ihn herab.

Allmählich begannen die Gedanken sich in seinem Geist zu sammeln, wurden klarer und schärfer, der Schmerz unter der Schulter ließ nach, und die Vorgänge des verhängnisvollen Abends wurden wieder lebendig bis zu dem Moment, wo auf der Straße plötzlich der scharfe Knall an sein Ohr schlug. — — Nun war es klar: ein Schuß wars gewesen — die Kugel hatte ihn getroffen. — —

Tag um Tag verging, endlos lange Tage für Shirley, der immer noch zur Bewegungslosigkeit verurteilt war. Er schlief jetzt viel weniger. Die Vergangenheit mit ihren wilden Aufregungen trat wieder vor seine Erinnerung, aufwühlend und beunruhigend. Was war geschehen? An der Börse, in der Bank, im Hause des Colonels? Hundert quälende Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf, und Stimmungen der Ungeduld, aus der Ungewißheit geboren, packten und zerrten an ihm. Dem Arzt blieb dieser neue Zustand des Patienten nicht lange verborgen, und er ergriff die erste Gelegenheit, ihm den Kopf zurechtzusetzen. Der Patient habe jetzt nur die eine große und ernste Pflicht gegen sich selbst: der Wissenschaft und der gütigen Natur zu helfen, anstatt durch törichtes Grübeln und haltlose Gedanken den Heilungsprozeß zu erschweren und zu hintertreiben.

„In allem Ernst, mein lieber Freund, Sie haben Ihrem Schöpfer zu danken, daß Sie hier im Bett, anstatt im Grabe liegen, und müssen sich alle aufreizenden Gedanken einfach aus dem Kopfe schlagen. Ein Wunder — was sage ich? Eine ganze Reihe von Wundern ist an Ihnen geschehen. Wäre der Lauf der Kugel eine Linie weiter nach der Lunge hin gegangen — wären Sie ein stiller Mann; wäre ein Fetzen Ihrer Kleider in die Wunde getragen — — hätte alle Wissenschaft den Zerstörungsprozeß vielleicht nicht aufzuhalten vermocht. Also Geduld, Herr George Shirley, und Dankbarkeit und sonnige Gedanken!"

Shirley hob die Linke und drückte dem Arzt die Hand — ja, er hatte recht: ein Wunder war an ihm geschehen. Er sehnte sich nach dem Leben, dessen Pulsen in seinen Adern mit jedem Tage stärker wurde. Es war das höchste, das köstlichste Gut, das man erst dann nach seinem wahren Wert zu schätzen begann, wenn es in Gefahr stand.

Und langsam, wie die Tage hinzogen, flutete es zurück, Shirley zwang sich, einen Schleier über das Vergangene zu ziehen und es gewaltsam zu verbannen, wenn immer es sich herandrängte, was freilich oft genug geschah. Ueber Erwarten rasch verheilte die schwere Wunde, fast ohne alle störenden Zwischenfälle, so daß der Hausarzt oft selbst erstaunt war. Man hatte es mit einem jugendlich elastischen Körper, mit einem gesunden Menschen zu tun.

Endlich kam der Tag, an dem Clayton und Minnie, die vor einer Eukopareise standen, vorgelassen werden konnten, freilich immer nur auf kurze Zeit und in Anwesenheit des Arztes, aber es war doch ein erster voller Sonnenblick, eine Verkündigung nahender Genesung. Und ein freudiges Wiedersehen war's, wenn Shirley sich auch auf ein paar Worte beschränken mußte.

Nach einer weiteren Woche kam auch der Tag, nach langem, langem Krankenlager, an dem der Arzt Shirley endlich gestattete, das Bett zu verlassen und unter schattigen Bäumen ein paar Stunden im Freien zu sitzen, trotz der Sommerwärme in eine Decke gehüllt. Der Arzt saß in der Nähe, gemütvoll an einer Zigarre ziehend.

„Wenn man auch erst wieder bei der Zigarre angelangt wäre," scherzte der Patient, den bläulichen Rauchwolken nachblickend, wie sie vom leisen Luftzug fortgetragen wurden.

„Noch ein paar Wochen, und alles wird vernarbt sein, und die Reparatur wird, wie ich Ihnen prophezeie, so vollständig sein, daß Sie den Schaden nicht mehr fühlen werden. Dann ein paar Wochen in die Berge, um die letzte Politur zu erlangen — —"

„Was verdanke ich Ihnen alles, Doktor!" rief Shirley voll Herzlichkeit.

„Na ja," meinte dieser, „die Wissenschaft hat ja ihr Teil daran, das will ich nicht leugnen. Trotzdem bleibe ich dabei, daß der Zufall oder wie Sie's sonst nennen wollen, ein Wunder vollbracht hat. Der Faden, an dem Ihr Leben hing, war wirklich sehr dünn — —" Der Mann der Wissenschaft rückte sich in seinem Stuhl zurecht und sandte Shirley einen forschenden Blick zu. „Und hören Sie, Shirley, Sie sind jetzt stark genug, um einmal wieder, wenn ich so fragen darf, einen Blick in das alltägliche Leben zu werfen. Ihr Fall hat, wie Sie sich vorstellen können, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gelenkt — Gott sei Dank passiert ja so etwas nicht alle Tage hier in der Gegend. Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer den Schuß abgefeuert haben kann? Wissen Sie, es mag ja ein blinder Zufall gewesen sein, doch mir will es nicht so recht in den Kopf, daß jemand bei Mondschein mit geladener Flinte auf der Landstraße herumschleicht und blindlings die Leute niederknallt. — — Also, was ist Ihre Ansicht?"

Shirley vermied den forschenden Blick des Fragenden — er schüttelte nur den Kopf.

„Für mich ist's ein großes Rätsel — ich bin unbekannt hier, so muß es das gewesen sein, was Sie als blinden Zufall bezeichnen."

Der andere drang nicht weiter in ihn. „Ich lasse Sie allein — denken Sie mal darüber nach." Plötzlich hob er die Schultern. „Schließlich mag es ja ein Zufall gewesen sein — dann war der Kerl, der den Meisterschuß getan, aber ein erbärmlicher Feigling, denn er mußte wenigstens wissen, was er angerichtet hatte — und ließ Sie hilflos am Wege liegen."

Shirley hatte nicht reden, seinen Vermutungen nicht Ausdruck leihen wollen. In den letzten Tagen hatte er die Vorgänge jenes verhängnisvollen Abends wieder und wieder durch seinen Geist gewälzt, mit ganz ruhiger, scharfer Ueberlegung — und vor Reginald Carruthers hatten seine Gedanken immer Halt gemacht.

Er sah ihn wieder am Ende der Veranda sitzen, vor sich den Tisch voll Waffen — nur flüchtig hatte er damals hinübergeblickt, um den alten Feind nicht grüßen zu müssen, die Waffen aber hatte er deutlich gesehen. Er wußte auch, daß Carruthers ein großer Jäger war, von Jagdzügen in die kanadischen Wälder hatte er erzählen hören, und daß es ihm Spaß machte, nach der Scheibe und nach Tauben zu schießen. — — Immer hatte Carruthers auch Haß gegen ihn gehegt, einen blinden, grundlosen Haß, wenn nicht die Eifersucht auf Cynthia als Erklärung dafür diente. — — Und dann seine letzte Unterredung mit Jameson, — gab sie ihm nicht Anhalt, zu vermuten, daß jemand hinter der Portiere gelauscht hatte? Carruthers stak tief in der Spekulation. Vielleicht hatte er vernommen, daß Jameson in Gefahr schwebte, wenn er — Shirley — nicht schwieg. — — Er mochte sich alles Mögliche kombiniert haben und sah in dem Gehaßten den Feind, der gekommen war, den Colonel zu verderben. — — Und hatte zur Waffe gegriffen, ihn die Lippen zu schließen. — —

Ganz unnatürlich und unmöglich erschien Shirley bei der wilden Erregung jener Stunden seine Schlußfolgerung nicht.

Aber was war ihm Carruthers noch? Der Schuß hatte sein Ziel nicht erreicht — eine höhere Gewalt hatte die Kugel abgelenkt. Aber das Gute hatte sie erreicht, daß sie ihm einige der wilden Eroberungsgelüste aus dem Körper geschossen und seinem Leben eine andere Richtung gegeben hatte. Eine heilsame Lehre war ihm erteilt worden: das Leben nicht mehr einzig und allein als eine blinde Jagd nach den Schätzen der Erde zu betrachten. Es gab andere, schönere Ziele. — —

Shirley ließ den Kopf auf die Rücklehne seines behaglichen Korbstuhles zurücksinken und schloß die Augen. Und dann zog von neuem das erschütternde Drama an ihm vorüber, wie ein Panorama, das er miterlebt, in dessen Brennpunkt er mitgestanden hatte. Am Tage zuvor, als Tom Carrington an seinem Bette saß, hatte er endlich Klarheit über den Verlauf der Dinge gefordert, und Tom hatte ihm Rede und Antwort gestanden. Mit leisen, eindringlichen Worten hatte er ihm die furchtbaren Ereignisse geschildert: den Tod des Colonels Jameson, den Zusammenbruch des gewaltigen Baumwoll-Corners, den Untergang der Firma Dobbs & Co., und endlich Hubbards beabsichtigte Rückkehr nach dem Westen.

Und nicht mit einem Ton hatte Shirley den Freund unterbrochen. Merkwürdig, wie weit das alles hinter ihm zu liegen schien, wie wenig die schweren Schicksalsschläge ihn innerlich noch aufwühlten, fast als betrachte er sie wie ein unbeteiligter Zuschauer aus weiter Ferne.

„Ein Wirbelsturm", sagte er endlich kopfschüttelnd, „und ich stand mitten darin, mehr als Sie geahnt haben, Tom, und als ich jetzt schon eingestehen darf." Ein stockendes Schweigen, dann ein Vorneigen der Gestalt: „Aber Sie haben jemand vergessen, die vielleicht mehr als alle gelitten hat und noch leidet: Cynthia. Was ist aus ihr geworden?"

„Ja", bestätigte Carrington, „das ist das Herzbrechende. Die Ueberlebenden sind es immer, an denen das Unglück seine Rache kühlt. Alles wird Cynthia genommen werden, denn ihr Vater hat alles auf eine Karte gesetzt. Die Dienerschaft ist schon entlassen, die Häuser geschlossen, das gerichtliche Verfahren eingeleitet — — das ganze schauerliche Nachspiel solcher Katastrophen hat schon eingesetzt. Kann man sich das vorstellen? Erinnern Sie sich noch des letzten Festabends in Cynthias Hause? Und jetzt, kaum zwei Monate später, vertrieben aus allem. — — Das sind Wandlungen, Abgründe, das ist die Weltstadt — —"

Shirleys Kopf war auf die Brust gesunken — ein tiefes, großes Mitleid zog durch seine Seele.

„Während der ersten Stadien meines Krankenlagers war Cynthia hier," sagte er endlich.

(Schluß folgt.)

Mißhandlung Deutscher.

Köln, 14. Aug. Ein Deutscher, der in Antwerpen mit sieben Leidensgenossen als spionageverdächtig im Gefängnis gesessen, hat nach seiner Ankunft in Köln folgende Beobachtungen aus diesem Gefängnis mitgeteilt: Er habe dort 7 deutsche Gefangene in Uniform gesehen, die man an Händen und Füßen aneinander gefesselt hatte.

— Auch eine Entdeckung. Studiosus Suf: „Gestern machte ich eine famose Entdeckung, als zuhause ankam!"

Studiosus Pump: „So! Und die wäre?"

Suff: „Ich entdeckte einmal — das Schlüsselloch!"

— Ihre Erfolge. „Hast Du auch Erfolg im Studium?

Studentin: „O ja! Gestern war z. B. der Gerichtsvollzieher hier; als er mich sah, hat er sich sofort erboten, meine Schulden aus seiner Tasche zu bezahlen!"

Auf dem Grenzbahnhof.

Stimmungsbild vom Leben und Treiben an der Westgrenze.

Aus einem deutschen Grenzbahnhof im Westen ist einer deutschen Tageszeitung ein am 24. August veröffentlichtes Stimmungsbild zugegangen, das uns das bewegte Leben und Treiben, das dort jetzt herrscht, anschaulich schildert: Truppentransporte und Transporte von Gefangenen und Verwundeten wechseln bei uns in bunter Reihenfolge ab, und wir haben hier eine Fülle von Kriegsbildern, wenn wir auch von feindlichen Ueberfällen selbst glücklicherweise verschont geblieben sind. Die Frauen unserer Stadt bringen auf dem Bahnhof den durchziehenden Kriegern Erfrischungen, kochen ihnen Suppen, Kaffee, Tee, verabreichen Butterbrote und füllen die Feldflaschen ...

Da kommt eben ein bunt zusammengewürfelter Transport vom Kriegsschauplatz: zurückgesetzte kranke Krieger, leicht Verwundete und Gefangene. Halb mißtrauisch nehmen sie die Gaben entgegen, halb mißtrauisch, weil sie in den letzten Tagen wahrscheinlich Grund genug zum Mißtrauen gehabt haben. Frauenhände sind es ja gewesen, die sich in grausamer Weise an ihnen und ihren Kameraden vergangen haben. „Na, von Ihnen kann ich ja annehmen", erklärte treuherzig ein leicht verwundeter Krieger, dem ich einen Becher mit Kaffee reichte, „aber die da drüben in Belgien tun uns nur Böses an. Das sind schon keine Frauen mehr, das sind wilde Tiere". Und nun erzählte er, was er erlebt hat. Im Quartier ist seinem Kameraden, mit dem er Wand an Wand geschlafen hat, nachts von der Quartiergeberin die Kehle durchschnitten worden. Ihm selbst ist es nach dem Genuß von Fleisch und Suppe so elend geworden. Das Essen war vergiftet gewesen. Ein Unteroffizier, der in Lüttich mitgekämpft hat und als Lungenkranker ins Lazarett muß, zeigte zwei vergiftete Pfeile vor, die eine alte Frau vom Dache ihres Hauses herab auf deutsche Soldaten abgeschossen hatte. Es waren förmliche Indianerpfeile, mit eisernen Widerhaken an der Spitze. Einer war dem Soldaten im dicken Leder seiner Stiefelschäfte sitzen geblieben, und mit lachendem Stolze wies er die Stelle, die der Pfeil durchbohrt hatte. Die „Belohnung" hat die Alte bald gekriegt, erzählte er weiter. „An die Hauswand wurde sie gestellt und erschossen". Seelenruhig läßt sich der Lütticher Kämpfer kalten Tee in die neue Feldflasche füllen und dann holt er aus der Brusttasche zwei zerknitterte Bilder hervor: seine junge hübsche Frau und sein Baby, und er strahlte vor Stolz, daß die Damen seine Lieben betrachten und loben ...

Es beginnt ein Fragen über das Woher und Wohin, alle, die den Fuß schon in Feindesland gesetzt haben, werden ausgefragt, denn wohl jede der Frauen hat den Gatten, Brüder oder Söhne in den Krieg geschickt, um deren Schicksal sie sich bangten. Groß ist der Jubel, wenn einer gar vom selben Regiment ist, oder wenn ein Hinausziehender Gelegenheit hat, die aufgetragenen Grüße zu übermitteln, dem werden Zigarren und Zigaretten zugesteckt, und das beste Wurstbrötchen ist noch nicht dick genug belegt. Und auch diese fahren ab, mit Hurra und großen Versprechungen; aus Paris wollen sie Ansichtskarten schreiben und Champagner mitbringen! ...

Ein ältliches Ehepaar hat schon mehrere Stunden auf einer Bank neben unserm Tisch gesessen, die Frau hat verweinte Augen, still und ernst sitzt der Mann neben ihr. Wir wagen lange nicht, sie zu fragen, bieten ihnen aber schließlich einen heißen Trunk an. Da schluchzt die Frau auf, sie sitzen hier auf dem Bahnhof und warten auf die Leiche ihres Sohnes, er hat Posten gestanden an der Grenze, ist hinterrücks überfallen worden und in den Fluß geworfen. „Er war von fünfen mein Bester", wimmert die Frau. „Das ist der Krieg", flüstert eine aus unserer Mitte, eine junge Dame, deren Bruder als junger Offizier vor kurzem in Feindesland den Heldentod gefunden hat ...

Jetzt kommt ein Bahnbediensteter, er tut etwas geheimnisvoll, während er um eine Kanne Kaffee und trockenes Brot bittet für ein paar französische Gefangene. Die Gefangenen sitzen in einem Güterwagen, den unsere Soldaten bewachen. Durch eine Spalte der Tür wird ihnen Kaffee und Brot gereicht, sie greifen gierig danach, einige stammeln ihr „merci", die meisten sitzen stumpfsinnig da. Es sind blutjunge Menschen mit mageren Gesichtern, schmutziger, verwahrloster Uniform. Dem einen fehlt die Mütze, zweien die Stiefel, sie machen einen kläglichen Eindruck. Vor dem Wagen hat sich eine kleine Schar Neugieriger angesammelt, denn es ist gerade ein Lokalzug eingelaufen. Jeder gibt seine Meinung über die französischen Kriegsgefangenen kund. „Die sind heilfroh, daß sie mit heilen Knochen aus dem Schlamassel raus sind", sagt ein Landwehrmann, „nee, solche schmierigen Kerls, pfui Deibel, solche Uniform hat bei uns denn doch keiner an." Den Wagen hatten humorvolle Geister bemalt. Da las man in großen Buchstaben: „Eilgut von Paris! Direktement nach Sibirien!" Und oben steckte eine verrostete Heugabel, um die ein Strohseil geschlungen war ...

Es ist Mitternacht, unsere Kaffeekessel dampfen auf der Herdstelle, da rollt ein langer Güterzug ein mit Pferdetransporten und den Feldbacköfen, sowie auch den Feldküchen, den sogenannten Gulaschkanonen. Die wenigen eingeschobenen Wagen erster und zweiter Klasse bringen die ersten verwundeten Krieger. Es ist ein trauriger Zug, der sich über den Bahnsteig zum Wartesaal bewegt. Voran schreitet noch immer tapfer aufrecht ein roter Husar, unter dessen schief sitzendem Tschako die blutige Stirnbinde sichtbar ist, er lächelt dankbar, als ihm eine der Frauen eine Erfrischung reicht; die übrigen Verwundeten haben Streifschüsse an Armen und Händen, sie sehen totenblaß aus und wanken in den Wartesaal, wo sie erquickt werden. Einer wird auf einer Bahre ins Lazarett der Stadt getragen, sein Reitermantel deckt die zuckende Gestalt, und sein bleiches Gesicht blickt starr in den grauenden Morgen ...

Die deutsche Sprache im deutschen Gasthaus.

Die patriotische Begeisterung — so wird aus Berlin berichtet — hat sich auch in einer vollkommenen Umwandlung unserer Sprachbegriffe geltend gemacht. Nicht will ich hier erinnern an die zahlreichen Uebersetzungen der Firmenschilder unserer Kaffeehäuser — Cafés ist verpönt! —, der Fabrikmarken ausländischer Firmen. Nein, selbst das Heiligtum des Fremdwörtergeistes, die Speisekarte, hat ein neues Antlitz bekommen. Man denke: Seit Jahrzehnten wirkt der Allgemeine Deutsche Sprachverein, um den Küchengenüssen — nicht den kulinarischen Rafraichements, verehrter Leser! — der Deutschen auch einen guten deutschen Namen zu verleihen. Achselzucken der Gastwirte war die Antwort: „Ja, das ist alles ganz schön mit diesen deutschen Bezeichnungen, aber welcher Gast versteht sie? Und nun komme ich in das Weinhaus der „feinen Leute" — Haute volée, sagte man früher. Ich nehme die Speisekarte zur Hand, Donnerwetter! .. Ich glaube, nicht recht zu sehen, nehme meine riesige Hornbrille von den Augen, putze sie fein säuberlich, setze sie wieder auf. Aber es ist doch so. Oben, in den beiden Ecken der Karte, stand früher die Ankündigung der Pfirsichbowle. „Pfirsichtrank" lese ich jetzt. Ich suche unter der Ueberschrift „Suppen": „Fleischbrühe". Aber um Gottes willen, das ist ja — shocking! wollte ich sagen, sagte aber etwas anderes, und freute mich, daß das deutsche Wort im feinen deutschen Gasthaus nicht anders klang wie in der Kutscherschenke. Ich lese weiter. Filet, Rumsteak, Rifotto, Tatarbeefsteak, Hummermayonnaise, Omelette, wo sind diese schönen Dinge hin? Selbst Kompott gibt's nicht mehr? Aber halt: dafür gibt es jetzt Lendenschnitte, Rumpfstück, Reisgericht, Schabefleisch, Hummersalat mit Eiersoße — ja: Soße, nicht Sauce. Was nicht zu übersetzen ist, soll wenigstens deutsch geschrieben werden. Statt des Omeletts hat man heute gerollten Eierkuchen und Kompott ist zu — Dunstobst umgewandelt. Die Roulade ist zur Fleischrolle geworden. Aber was rede ich von den Speisen der gemeinen Leute, des Mittelstandes? Der „Gourmand" muß seine „Delikatesse" haben, meinte man früher. Ist aber nicht mehr so. Denn man verschmäht heute das „Baiser" und nimmt gebackenen Eierschaum. Man verzichtet auf den „Creme double" und begnügt sich mit „doppelter Sahne", auch wenn der Name etwas länger geworden ist. Und selbst die köstlichsten „Desserts" sind nicht mehr. Da gab es einmal eine „Omelette soufflée". Jetzt ist daraus ein ganz schlichter „Gebackener Auflauf mit Eisfüllung und Früchten" geworden. Und das feine „Omelette en surprise" enthüllt sich in seiner Eigenschaft als „Gebackener Auflauf mit Zitrone, Vanille, Schokolade — wirklich mit Sch am Anfang — und gebrannten Mandeln". Freilich: die „Surprise" ist jetzt dahin. Ich glaube aber, die Speise hat an Geschmack nicht verloren.

— Begegnung. „'s Gott, Xaver!"

„'s Gott, Michl!""

„Wia geht's?"

„„Jo mei', wia soll 's geh'n!?""

„Jo, jo, mir geht's doch' a so!"

„„Sell woll!""

„Scho' aa!"

„„No, ja!""

„Pfüa Gott!"

„„Pfüa Gott!""

— Sein erster Gedanke. Schauspieler (als ihm ein Räuber im Walde entgegentritt): „Wirklich herrliche Maske!"

Vom serbischen Kriegsschauplatz.

Schilderung der Einnahme von Sabac und Losnica.

Ueber die Kämpfe auf dem Drina- Save- und Donauufergebiet erhält das „Neue Pester Journal" von Kombattanten, die in der Feuerlinie gestanden, folgende Schilderung:

Der Einnahme von Sabac gingen Vorpostengefechte voraus, die überaus schwierig waren. Es war dem dortigen Kommandierenden bekannt, daß die serbischen Saveufergebiete von überaus starken feindlichen Truppen besetzt waren, deren Aufgabe darin bestand, mit Gewehr- und Artilleriefeuer den Uebergang unserer Truppen über den Fluß zu verhindern. In Kähnen, auf Plätten und Pontons erfolgten kompagnienweise und stets zur Nachtzeit die Versuche, feindliches Land zu erreichen.

Innerhalb weniger Tage hatte man der Spionage durch Lichtsignale ein Ende bereitet und von unserem Ufer aus konnte man, ohne daß der Feind davon eine Ahnung hatte, die Uebersetzung des Stromes vornehmen. Diejenigen Kompagnien, welche zuerst unter dem Kugelregen des Feindes serbischen Boden erreichten, bildeten dort, ständig auf die feindlichen Truppen feuernd, eine langgestreckte Schwarmlinie und indessen boten sie den ihnen nachfolgenden kleinen Truppenteilen Deckungen. All diese Operationen erfolgten zur Nachtzeit in minutiöser Ordnung und absolut sicherer Ausführung. Die Scheinwerfer auf feindlichem Boden funktionierten zwar, aber unsere Truppen wußten so geschickt zu operieren, verteilten sich auf breiter Linie derart, daß der Feind im Glauben war, daß mächtige Truppenmassen im Anzuge seien. Der Feind zog sich nach und nach von dem Ufer zurück, und während die ersten Vorposten ununterbrochen die serbischen Vedetten beunruhigten, hatten jene Truppenteile, die später kamen und einigermaßen gedeckt waren, rasch auf dem serbischen Saveufer Schützengruben ausgehoben und Abteilungsschanzen aufgeführt.

Erst nachdem auf breitem Gebiete fast bis zur Donau die Unserigen sich in guten Positionen festgesetzt hatten und fähig waren, dem Feinde energischen Widerstand zu leisten, begann in äußerst raschem Tempo von mehreren Punkten aus der Brückenschlag. Unsere nunmehr auf serbischem Boden befindlichen Truppen waren alsbald mit dem Feinde in einen überaus heißen Kampf verwickelt, wobei sie die Oberhand gewannen. Während dieser Gefechtsphase konnte der Bau der Brücke bewerkstelligt werden, und in großen Scharen erfolgte der Uebergang unserer Truppen über den Fluß und hierauf das Vordringen gegen Sabac. Nach mehrstündigem Kampfe, wobei die Serben ununterbrochen aus einer Position nach der anderen verdrängt wurden, war Sabac in unserem Besitz und als die feindlichen Truppen schon geschlagen waren und nicht mehr feuerten, wurde noch immer in Unterbrechungen Gewehrfeuer vernommen. Serbische Frauen und Kinder schossen aus alten Karabinern, warfen Bomben, ohne jedoch viel Unheil angerichtet zu haben. Unsere Soldaten besetzten Sabac sowie die umliegenden Ortschaften, und diejenigen, die Freischärlerdienste geleistet hatten, wurden kriegsgerichtlich erschossen. Viele serbische Frauen und Kinder liefen gegen die Save und diejenigen, welche nicht eingefangen werden konnten, fanden den Ertrinkungstod. Dieses Exempel wirkte ernüchternd und die Ueberfälle aus dem Hinterhalt hatten ihr Ende erreicht. In derselben Weise wurde auch auf dem Drinagebiet bis zur Einnahme Losnicas operiert.

Die Unserigen erzählen Wunder, wie glänzend sich unsere Geschütze bewährten und mit welch eiserner Feuerdisziplin unsere Mannschaft mit unserer Munition umgeht. Bevor unsere Mannschaft feindliches Gebiet erreichte, hatten die Serben das Kriegsrecht außer acht lassend gekämpft. Sie schossen auf Rote Kreuz-Abteilungen, auf Verwundete und Aerzte. Während unsere Mannschaft ausnahmslos nur danach dürstete, dem Feinde gegenüber zu stehen, flüchteten scharenweise serbische Soldaten in vollständiger Ausrüstung über die Save, Donau und Drina zu uns herüber. Selbstverständlich wurde auf sie geschossen, aber als man sich überzeugte, daß man es mit Deserteuren zu tun habe, ließ man sie unser Ufer erreichen und sie wurden als Gefangene weggeführt. Bevor es noch zur Erstürmung von Sabac kam, waren auf dieser Seite mehr als 500 serbische Deserteure eingefangen worden. Alle erzählen, daß sie hungern mußten, daß die Ration nur gering ist und die Mannschaft die Instruktion erhielt, weniger zu schießen, als vielmehr, durch Bajonnetangriffe den Feind unschädlich zu machen.

— Fatal. Junges Mädchen: „Ist nichts postlagernd da unter „D. P."?"

Herr (aus dem Publikum): „O ja — Dein Papa!"

Ein Friedensbild.

Kaiser Wilhelm als Befehlshaber eines britischen Geschwaders.

Von eigenartigem Interesse ist zur Zeit die Schilderung eines Besuches, den der deutsche Kaiser unlängst gelegentlich der Kieler Woche in seiner Eigenschaft als britischer Großadmiral dem englischen Dreadnought „Georg V." abgestattet hat.

Der Kaiser kam mittags für eine Stunde zu inoffiziellem Besuch an Bord des englischen Flaggschiffs „Georg V.", wo der Admiral Warrender und die Kapitäne des Geschwaders ihn erwarteten. An Bord gab der Kaiser Weisung, seine Flagge eines Admiral of the fleet, also eines englischen Geschwaders, zu setzen. Als dies geschehen war, setzte Warrender seine Flagge auf dem „Centurio", weil „Georg V." nunmehr einen rangälteren britischen Admiral trug. Der Kaiser besichtigte das Schiff, das heißt er schritt die Reihen der Leute ab, ohne sich um Geschütze oder sonstige Einrichtungen zu kümmern. Beiläufig gesagt, verfahren nach stillschweigendem, unausgesprochenem Uebereinkommen die englischen wie die deutschen Seeoffiziere bei gegenseitigen Besuchen ähnlich. Der Kaiser unterhielt sich während einer Stunde meist im Umhergehen dauernd mit den englischen Offizieren und sagte zu Warrender, wie er sich in Kiel zu Hause fühle, wie er sich für Wettfahrten, Segeln, für Stapelläufe und alles, was mit der See zusammenhänge, interessiere. Er kam hierbei auch auf seine neue Jacht zu sprechen und meinte, ihre Crew (Bemannung) sei durchaus nicht die denkbar beste. Er habe sich lange Jahre englische Matrosen auf dem „Meteor" gehalten, aber seither ständig sich neue deutsche erzogen, und wenn sie endlich ausgebildet waren, habe er sie an andere deutsche Jachtsmen abgegeben. Er habe darunter natürlich gelitten, aber er tue es, um Deutschland auch darin unabhängig von den Engländern zu machen. Der Kaiser verabschiedete sich, indem er Warrender auf seine Jacht für eine Wettfahrt einlud, und meinte, die Stunde sei für ihn eine denkwürdige gewesen, weil er zum erstenmal auf einem britischen Dreadnought und mit besonderem Interesse auf einem der größten und neuesten gestanden habe.

Die englischen Seeoffiziere äußerten in Gesprächen mit ihren Landsleuten ihre Freude an dem Besuch des Kaisers. Warrender sagte ihnen, es sei ihm in einem vierzigjährigen Seemannsleben vielleicht der eindrucksvollste Augenblick gewesen, als er auf der Brücke der „Hohenzollern" in den Hafen einen Herrscher kommen sah, der über alle diese schwimmenden und stehenden Befestigungen und nebenbei über eine große Armee nicht nur als König, sondern auch als Soldat und Seemann befehligt. Dankbar haben die Briten auch hervor, wie der Kaiser ganz nach Art anderer Gastgeber ihnen sagte, sie sollten sich an ihn wenden, wenn ihnen etwas fehle. Und dann scheint des Kaisers ungezwungene Art, mit jedem einzelnen bei Gelegenheit zu scherzen, auf sie gewirkt zu haben. Mit besonderer Heiterkeit sprachen sie von des Kaisers Begegnung mit dem Pfarrer, den der Admiral of the fleet mit ernstem Gesicht ansprach: „Nicht wahr, Kaplan, dank Ihrem Wirken wird mir doch hier auf dem Schiff niemals geflucht?!" Nun ist bekannt, daß gerade der englische Dienstbetrieb sich oft zum Takt von Kernflüchen abspielt, aber der fromme Kaplan mußte sich gegen die zehn Gebote versündigen: „Nein, Majestät, auf „König Georg dem Fünften" wird niemals geflucht." Als der Kaiser seinen Besuch geendet, tauchten vier Matrosen mit einem Tisch und dem Gastbuch auf. Er schrieb seinen Namen ein und ging von Bord, begrüßt mit den 21 Schuß, die ein Großadmiral, aber nicht mit den dreiundzwanzig, die ein Herrscher empfängt. Für eine Stunde hatte das britische Geschwader unter dem Befehl des Deutschen Kaisers gestanden."

Die deutschen Truppen in Luxemburg.

Eine der ersten Vorsichtsmaßnahmen Deutschlands im gegenwärtigen Krieg war bekanntlich die Besetzung Luxemburgs. Wie gut das Einvernehmen zwischen der dortigen Bevölkerung und den eingezogenen Truppen war, geht aus dem folgenden Telegramm hervor:

Trier, 15. August. Der Kommandeur der deutschen Truppen in Luxemburg wurde von der Großherzogin in Audienz empfangen. Er sprach der Großherzogin den Dank aus für das ruhige und korrekte Benehmen der Bevölkerung und für die Förderung des Roten Kreuzes durch die Großherzogin.

Die Großherzogin von Luxemburg hat zwar aus prinzipiellen Gründen gegen die Besetzung protestiert, aber in Wirklichkeit hält sie sie gewiß selbst für das beste, was ihrem Lande geschehen konnte. Belgien hatte dieselben Möglichkeiten wie das kleine Luxemburg. Es hat anders gewollt.